

Wirtschaftsschule oder Philosophenschule – Die höhere Schule im Wandel

Reformen für jeden Geschmack?

Josef Zellner

Wirtschaftsvertreter klagen, Abiturienten wie Hochschulabsolventen seien nicht hinreichend auf die Erfordernisse des heutigen Wirtschaftslebens vorbereitet.

Befürworter bedrohter Kulturfächer wie der Alten Sprachen bedauern das Verschwinden schulischer Oasen zweckfreien Nachdenkens über den Menschen und seine Stellung im Gemeinschaftsleben sowie die zunehmende Unkenntnis unserer gemeinsamen europäischen Wurzeln.

Modernisierungsoffensiven, mit denen Kultusministerien zu reagieren versuchen, um Lehr- und Lerninhalte neu zu strukturieren und Lehrpläne an die Erfordernisse der Zukunft anzupassen, stehen bei Schulpraktikern bisweilen unter dem Verdacht, angesichts klaffender Wunden wie z.B. verheerender Mängel in der muttersprachlichen Kompetenz weitgehend der Beruhigung der Öffentlichkeit zu dienen. Da schulpolitische Reformen oft mit heißer Nadel gestrickt sind und die wirklichen Probleme nicht an der Wurzel packen, verpuffen sie häufig als wirkungsarmer, öffentlichkeitswirksamer Aktionismus. Oder sie opfern gar bedenkenlos bewährte Inhalte, die als nutzlos und veraltet abqualifiziert werden.

Die wirklichen Stolpersteine schulischen Lehrens und Lernens liegen auf anderen Gebieten: Institutionelle Gegebenheiten, veränderte Kindheit und Jugend der Schülerinnen und Schüler, unter dem Diktat der Didaktisierung ausgebildete Lehrer, Überforderung schwächerer bei gleichzeitiger Unterforderung stärkerer Schüler, leere Kassen von Bund, Ländern und Gemeinden.

Staat und Gesellschaft werden sich entscheiden müssen:

Bildung und Ausbildung zum Nulltarif in einer staatlichen Einrichtung unter Einschluß der Eliteförderung für fünfzig Prozent der Bevölkerung – all dies zusammen wird nicht zu verwirklichen sein.

Soll der Akzent auf Bildung oder praxisorientierte Ausbildung gelegt werden?

Ist ein Weiterwursteln im „Sowohl-als auch“ überhaupt wünschenswert oder erweist sich eine räumlich-institutionelle Trennung als unvermeidbar? Wollen wir eine an den Realia orientierte pragmatische Ausbildung an der faktischen Regelschule Gymnasium für die breite Masse mit einer grundständig universitären Wei-

terausbildung verbinden und dabei riskieren, daß eine bildungsbeflissene Minderheit ihre Kinder nurmehr an Privatschulen schickt, weil diese im Rahmen des herkömmlichen staatlichen Schulsystems nicht mehr hinreichend gefordert und gefördert werden, um sie sodann an Eliteuniversitäten studieren zu lassen?

Um menschen- und sachgerechte Lösungsansätze zu finden, ist es notwendig, die für jedweden Schultyp konstitutiven Bedingungsfaktoren Schule, Unterrichtsinhalte, Lehrer und Schüler zu betrachten. Eine solche Betrachtung sollte sowohl prinzipielle Grundgegebenheiten in den Blick nehmen als auch die Bedingungen der höheren Schule, die mit dem Abitur abschließt, näher beleuchten.

Aktualität als Maß aller Dinge?

Wer fragt, was *Schule* grundsätzlich zu leisten vermag, stößt auf eine paradoxe Grundgegebenheit:

Schule soll auf das Leben vorbereiten, indem sie nachbereitet.

Sie versucht, Schülerinnen und Schülern äußeres und inneres Rüstzeug mitzugeben, damit diese sich später in Berufsleben, Gesellschaft und privaten Bindungen möglichst erfolgreich bewähren. Sie schöpft dabei stofflich stets aus der näheren oder fernerer Vergangenheit. Gerade die ständigen Bemühungen um Aktualität zeigen, dass die Einrichtung Schule eben nicht „hart am Wind“ segelt.

Bis die vermeintlich neueste Computergeneration sich durch den Genehmigungsdschungel der Sachaufwandsträger eine Schneise in die Schulen geschlagen hat, ist es mit der Aktualität oft nicht mehr weit her. Bis wissenschaftliche Neuerkenntnisse periodisch tagende Lehrplankommissionen passiert haben, vergehen in der Regel etliche Jahre.

Zum Trost sei jedoch gesagt, daß der Wettlauf mit der Aktualität, den die Einrichtung Schule nur verlieren kann, eigentlich unnötig ist.

Denken und Lernen lassen sich durchaus auch lernen, falls nicht sämtliche organisatorischen und inhaltlichen Wunschträume in Sachen Aktualität in Erfüllung gehen.

Wenn Aktualität nicht das Maß aller Dinge ist, kommt es dann nicht vielmehr auf die sorgfältige Strukturierung der Lerninhalte sowie auf die Vorgehensweise zur Optimierung schulischer Lernprozesse an?

Marktwirtschaft oder Staatsinterventionismus?

Es kann weiterhelfen, die Bedingungsfaktoren erfolgreicher Wirtschaftstätigkeit als Vergleich heranzuziehen.

Der Ökonom Erich Hoppmann schreibt: „Der kulturelle Prozeß des Fortschritts beruht auf der Freiheit des menschlichen Handelns und der Unvoraussagbarkeit seiner Ergebnisse.“¹ Mit diesen Worten wendet er sich als Marktwirtschaftler gegen staatsinterventionistische Wirtschaftsmodelle, seine Aussage lässt sich freilich ebenso auf den staatsinterventionistischen Lernort Schule beziehen.

Die Schulpflicht stellt unzweifelhaft einen Eingriff des Staates in die Freiheit seiner jungen Bürgerinnen und Bürger dar, zum wohlverstandenen Besten der Menschen allerdings. Die Vorteile der allgemeinen Schulpflicht dürften außer Frage stehen und bedürfen keiner näheren Begründung. Insofern ist staatliches Handeln im Bereich von Bildung und Ausbildung keineswegs a priori zu verdammen, wie der Staat ja auch einen ordnungspolitischen Rahmen für das Wirtschaftsleben vorgibt.

Wenn nun in der Ökonomie gilt, daß zu zahlreiche staatliche Eingriffe etwa in Form von Subventionen für bestimmte Wirtschaftszweige immer auf dem Hintergrund höchst unsicherer Einschätzungen und Voraussagen hinsichtlich des künftigen Konsumverhaltens der Verbraucher oder der vermeintlichen Zukunftsträchtigkeit dieser oder jener Branche erfolgen, drängt sich die Frage auf, ob der Staat im schulischen Bereich über bessere diagnostische und prognostische Fähigkeiten verfügt, wenn er in ähnlicher Weise im voraus festschreiben zu können glaubt, welche Fähigkeiten und Fertigkeiten, welche Sachkenntnisse für junge Menschen unter besonderer Berücksichtigung ihres individuellen Begabungsprofils künftig auf dem Arbeitsmarkt und im gesellschaftlichen Leben unerlässlich sind.

Ressourcenaufwand und Ertrag stehen bei beiden Arten der Einmischung in keinem günstigen Verhältnis zueinander.

Der Gerechtigkeit halber sei angeführt, dass sich im Wirtschaftsleben sicherlich bestimmte, stets neu zu befriedigende Grundbedürfnisse ohne große hellseherische Begabung als konstant voraussagen lassen, wie ja auch die Notwendigkeit, etwa Lesen, Schreiben und Rechnen zu lernen, einsichtig ist. Diese Prognosesicherheit gilt freilich nur für elementare Bedürfnisse und grundlegende Lernprozesse.

Reformdruck oder Kontinuität?

Daneben sind in der Wirtschafts- wie in der Schulpolitik weitgehend aus tagespolitischen Erwägungen heraus motivierte Eingriffe zu beklagen, die oft als Reaktion auf den Druck bestimmter Interessengruppen erfolgen. Auf längere Sicht erweisen sie sich nicht selten als falsch, binden jedoch – einmal institutionalisiert – dauerhaft Finanzmittel und hemmen überdies innovative Denker, die allzu intensiv mit der Sicherung des „Unfallortes“ reformierte Schule bzw. der Beseitigung vermeidbarer „Unfallschäden“ als Folge wenig durchdachter Reformen beschäftigt sind.

Wie rasch manchmal kurzfristig entstandene Mythen verblassen, auf die man tagespolitisch reagieren zu müssen meint statt abzuwarten, zeigt das Schicksal des wirtschaftlichen „Modells“ Asien.

Deshalb sollten auch auf dem Gebiet der Schulpolitik hektische Kursänderungen unterbleiben. Schule sollte ein Ort der Kontinuität sein, langer Atem sollte den Vorrang vor Wettrennen mit dem Zeitgeist haben. Läßt man die durch Reformüberhang gekennzeichneten letzten Jahrzehnte Revue passieren, muß man feststellen: Kostspielige pädagogische Moden waren und sind Legion. Selten sind sie so originell, wie sie vorgeben, fast niemals erweisen sie sich als so wirkungsvoll wie versprochen.

Theorielastigkeit oder Anwendungsorientierung?

Carl Jacob Burckhardt beklagte einmal in einem Brief an Friedrich von Preen: „Wir sind alle blind nicht so sehr gegenüber den Dingen selbst, sondern ihren Stärken und Schwächen.“²

Um eine solche Blindheit zu vermeiden, sollte bei der Auswahl der *Unterrichtsinhalte* besonderes Augenmerk darauf gelegt werden, ob die Behandlung der „Dinge selbst“ die Schulung der rechten perspektivischen Betrachtung ihrer Stärken und Schwächen erlaubt oder ob der Einübung in eine solche Haltung die Substanzlosigkeit des Stoffes entgegensteht.

Gerade die Fächer, die sich der unmittelbaren Anwendbarkeit entziehen, sollten aufgrund ihrer Fähigkeit, mittels ungewohnter Hinsichten originelle Einsichten zu vermitteln, intensiven Schutz vor der Abrißbirne des schulpolitischen Reformeifers genießen.

Wer ausschließlich auf Ausbildung setzt, mag solche Fächer für überflüssig halten. Wer Bildung anstrebt, die auf oft verschlungenen Wegen reiche Frucht bringen kann, wird anders gewichten und etwa den Rückgang der Alten Sprachen bedauern.

Freilich ist der Vorwurf nicht von der Hand zu weisen, gerade das Gymnasium fördere zu ausschließlich abstrakte Theorielastigkeit.

Dieser Vorwurf greift ein durchgängiges Merkmal unserer Kultur auf: Seit den Gesprächen des Sokrates über Begriffe wie Gerechtigkeit oder Tapferkeit lässt sich ein Übergewicht definitorischen Aufwands in der abendländischen Geistesgeschichte nicht leugnen.

Warum soll etwa der Feldherr, der sich im Krieg wiederholt als tapfer erwiesen hat, die Tapferkeit nicht besitzen, nur weil er, von den Nachfragen des Sokrates in die Enge getrieben, den Begriff nicht bis in die feinsten logischen Verästelungen schlüssig definieren kann?

Aber über die Frage, ob begriffliche Logik lediglich europäischer Denkweise entspringt und seine weltumspannende Verbreitung somit kulturimperialem Eurozentrismus verdankt oder ob vielmehr die europäischen Basissprachen Griechisch und Latein sich für die begriffliche Umsetzung der anthropologischen Konstante logisches Denken besonders eignen und damit eine Stärke unserer Kultur darstellen, ließe sich sehr lange diskutieren. Unabhängig vom Ergebnis solcher Überlegungen änderte sich zudem nichts an den Anforderungen, die die heutige Welt an uns alle stellt.

Umgekehrt ist die Tatsache, dass die Humaniora alleine nicht satt machen, kein Grund für ihre Verbannung, brauchen doch junge Menschen Zeit zur Entwicklung von Denkvermögen und Analysefähigkeit, die ihrerseits Voraussetzungen für Kreativität sind.

Wiederum sei eine Anleihe aus dem Wirtschaftsleben erlaubt:

Jedem kreativen Werbekonzept geht – soll es erfolgreich sein – zwingend eine detaillierte Marktanalyse voraus.

Kreativität ist also eine originelle Art, mit Vorwissen umzugehen. Sie ist keinesfalls der Konterpart des positiven Wissens.

Ebensowenig begründet die Anwendbarkeit der Realia notwendig oder gar hinreichend eine einseitige Fixierung auf derartige Fächer, denn in einer Welt des Wandels veraltet gerade vermeintlich gesichertes Anwendungswissen unerwartet schnell.

Kreativität oder Behaviorismus?

Wenn Schule auf das Leben vorzubereiten sucht, indem sie nachbereitet, gilt dieses Paradoxon besonders für die Vermittler des nachbereiteten Stoffes, die *Lehrer*.

Vielleicht ist es symptomatisch, daß heute Lehrer immer seltener von ihren Schülern mit originellen Spitznamen bedacht werden, da sich die potentiellen Träger solcher Spitznamen in ihrer Mehrzahl eben nicht gerade durch Originalität auszeichnen.

Es spricht ja ebensowenig für die Prägung unserer Bundesrepublik, daß sie es im Gegensatz zu anderen Staaten noch nicht zur Bildung von Metonymien wie „Weißes Haus“ oder „Downing Street“ gebracht hat.

Auch scheint die Aufgabe des Lehrers, der das in Lehrbüchern mehr oder weniger gut Aufbereitete seinerseits wieder für den Unterricht aufbereitet, nicht besonders originell zu sein.

In einer solchen Annahme drückt sich freilich ein Mißverständnis aus. Auch Philosophen sind – bevor sie bahnbrechende eigene Systeme erdenken – zunächst Nach-Denker von etwas Vorgeordnetem.

Zu häufig wird unter Kreativität fälschlich eine Art göttlicher Schöpfungsakt aus dem Nichts verstanden. Dabei liegt bereits im Nach-Denken großer Weltweisheiten oder Erkenntnisse eine nicht zu unterschätzende Eigenleistung.

Wenn Lehrer aufgrund umfassender persönlicher Kenntnisse auch auf fachfremden Gebieten zur lehrwerksunabhängigen Herstellung origineller Bezüge und zur Bildung ungewöhnlicher Querverbindungen in der Lage sind, drücken sie ihrem Unterricht durchaus einen individuellen, kreativen Stempel auf, der zumindest die geistig interessierten Schülerinnen und Schüler faszinieren kann.

Leider ist die Lehrerausbildung teilweise an einem eher behavioristischen Menschenbild orientiert: Der sachlogisch stringente, in kleinen Schritten vorgehende Musterunterricht, der von den Referendaren erwartet wird, beruht auf der Voraussetzung, daß der „kreative“ Schüler auf einen Stimulus des Lehrers wie erwartet antwortet, was dem Lehrer seinerseits erlaubt, einen weiteren, den Unterricht vorantreibenden Stimulus zu geben.

Methodisch-didaktische Aufbereitung des Stoffes in Form altersgerechter „Häppchen“ ist ohne Zweifel notwendig, aber gelegentlich muß es dem Lehrenden der Rettung des Gedankens wegen erlaubt sein, die didaktische Aufbereitung hinten zu stellen. Es darf nicht zur Apotheose der inhaltslosen Nullaussage mittels Didaktik kommen. Denn wie sollen aus einem Unterricht mit behavioristischen Prämissen hermeneutischer Erkenntnisgewinn und echte Kreativität erwachsen?

Multimedialer Unterricht oder Kontinuität des Wortes?

Für den Medieneinsatz in der Schule ist die Verabschiedung einer Art „Betäubungsmittelgesetz“ geboten. Mediale Inszenierung als Motivation ist bei der Arbeit mit Kindern, die ja stets Kinder ihrer eigenen Zeit sind, heute in Grenzen unerlässlich. Der Medieneinsatz sollte aber sparsam erfolgen, sonst macht sich der Lehrende letztlich überflüssig, da er – meist mit geringerer Perfektion – nur das wiederho-

lend zeigt, was die Lernenden ohnehin schon kennen. Der Lehrer soll die Schüler zwar dort abholen, wo sie stehen. Das Anknüpfen an die Erfahrungs- und Lebenswelt der Lernenden stellt jedoch nur eine Art pädagogisches Lockmittel dar, um sie von diesem Ausgangspunkt aus auf unbekanntes Terrain zu führen.

Das Wort, das den Gedanken erklärt, muß also unbedingt seinen herausgehobenen Platz behalten, da jegliche eigenen Konzepte in der Regel aus dem Nach-Denken erwachsen. Kreativität bedeutet somit nichts anderes als das Erstellen innerer Konzepte durch den Lernenden, die auf eigenem Nachdenken fußen und anschließend je nach Sachgebiet adäquat umgesetzt werden.

Ich als meine Welt oder ich in der Welt?

Es sind die *Schüler*, von denen die Lehrer Nach-Denken, die Wirtschaft Kreativität und Teamfähigkeit und die Eltern gute Noten erwarten. Sie leiden unter allseitigem Erwartungsdruck. Doch damit nicht genug: Sie sind auch noch Opfer forcierten Reformwillens und leiden unter den pädagogischen Modetorheiten politischer Schwarmgeister.

Wenn sich die Erwachsenen, die ganz verschiedenen Berufen nachgehen und dementsprechend in einer unüberschaubaren Zahl von Parallelwelten mit je anderen Inhalten leben, schon nicht auf einheitliche schulische Vorgaben einigen können, deren genaue Ausarbeitung und organisatorische Gestaltung sie den gewählten Volksvertretern übertragen, sollte dann nicht besser jeder jugendliche Lernende König in seinem autonomen Reich des Lernens sein? Könnte also der pädagogische Konstruktivismus einen Ausweg bieten, der behauptet:

„Du bist die (Lern-)Welt, die Du Dir erschaffst.“ Liegt darin die Lösung aller Schwierigkeiten?

Die Lehrer verlören auf diese Weise ihr Monopol als Vor-Denker des Nach-Gedachten im Klassenraum. Sie würden zu Lernberatern von Trainees. Die Eltern wären teilweise der lastenden Verantwortung für ihre Kinder enthoben. Die Wirtschaft könnte auf originelle Individualisten hoffen, die aufgrund von Patchwork-Identitäten vielleicht über größere Flexibilität verfügen.

Nur: Eine Welt, bevölkert von Individuen, die permanent nur sich selbst und ihre Welt neu erschaffen, dabei aber die Existenz einer objektiv vorhandenen Umwelt ignorieren oder leugnen, drohte zu verarmen. Zwischenmenschliche Kommunikation würde wesentlich erschwert, Partnerschaften würden unter dem Vorzeichen des schrankenlosen Egoismus gelebt und verkämen zu narzißtischen Selbstspiegelungen mit Hilfe eines Partners. Was könnte dann jegliche Form menschlicher Gemeinschaft noch zusammenhalten?

Wie zur Philosophie als individuellem Nach-Denken wesentlich das philosophische Gespräch gehört, jener geistige Austausch, der Schwachstellen des eigenen Denkens offenlegt und zugleich durch die wertvolle Erfahrung menschlicher Begegnung Selbstrelativierung begünstigt, bedürfen Schülerinnen und Schüler der angeleiteten Begegnung mit dem Du, dem Wir und der sie umgebenden Welt im allgemeinen.

Wer nicht gelernt hat, den Dialog zu pflegen und stattdessen nur sich selbst im Rahmen der Erschaffung seiner Welt als Maßstab hat, läuft Gefahr, der Selbstüberhebung zu verfallen, läuft aber ebenso Gefahr, die Höhepunkte des menschlichen Lebens wie Freundschaft und Liebe nicht wirklich auskosten, den Zumutungen bedrückender Grenzerfahrungen wie Krankheit, Not und Tod nichts entgegensetzen zu können.

Konstruktivismus als ein weitgehendes Absehen von einer Umwelt, die uns täglich in froher wie tragischer Weise einzuholen vermag, begünstigt Vereinzelung und Lebensuntüchtigkeit. Damit führt er in die Irre.

Bildung oder Ausbildung?

Resümierend läßt sich feststellen:

Wie neben der vergleichenden Religionswissenschaft notwendig die Theologie existiert, die das spezifische Mysterium der christlichen Offenbarungsreligion zu erfassen und zu erklären versucht, muß neben funktionaler Ausbildung von Individuen im Blick auf die Erfordernisse künftiger Karrieren auch die zweckfreie Beschäftigung mit dem kulturellen Erbe ihren Platz haben.

Es läßt sich also behaupten, daß die Ausbildung die Unterfütterung durch Bildung benötigt, um nicht einseitig und substanzarm zu bleiben.

Nicht jeder will und kann sich aber aufgrund seiner Anlagen und Interessen einer im Einzelfall hochkomplexen Auseinandersetzung mit dem Tradierten stellen.

Der derzeitige Aufbau des Schulsystems zwingt aber dazu, die formale Eintrittskarte „Hochschulzugangsberechtigung“ auch über intensive kulturelle Interpretationsarbeit zu erwerben. Unvermögen und Unwillen der nur bedingt dazu Geeigneten ergänzen sich unheilvoll. Darüber hinaus hemmt eine allzu heterogene Zusammensetzung von Lerngruppen den Lernfortschritt der Begabten und Interessierten, ganz zu schweigen von den traumatisierenden Mißerfolgserebnissen für die auf diesem Gebiet weniger Begabten.

Bedarfsorientierter Verkauf oder ergebnisoffene Bildung?

Eine abschließende Frage bleibt:

Werden die heutigen Schülerinnen und Schüler die traditionell am Gymnasium eingeübten Fähigkeiten des Analysierens und Einordnens in bestimmte Zusammenhänge überhaupt noch benötigen? Wird die Zukunft nicht eher den eloquenten Verkäufern, den Werbestrategen und Verkaufskanonen – auch in eigener Sache – gehören?

Dienstleistungen wollen verkauft sein; die geschickte Vermarktung qualitativ immer ähnlicherer Produkte will ebenso gelernt sein.

Genügt also nicht eine Ausbildung für alle? Können wir also nicht weitgehend auf die wenig anwendungsbezogene Bildung verzichten?

Da der Innovation in Schlüsselbereichen der Hochtechnologie künftig eher noch größere Bedeutung für die Konkurrenzfähigkeit der Wirtschaft und damit für den Wohlstand vieler Menschen zukommt als heute, ist für Grundlagenforscher, prononcierte Geistes- und Gesellschaftswissenschaftler und all diejenigen, die nicht in den Bereichen Dienstleistung und Verkauf tätig sein wollen oder können, eine breite Bildung auch unter Einschluss der Humaniora unabdingbar notwendig! Präzise Analysefähigkeit und Originalität eines bisweilen auch zweckfreien Denkens – Voraussetzungen für die Entwicklung von high-tech-Produkten wie für eine wissenschaftliche Laufbahn – können dadurch besser gefördert werden.

Allerdings ist ernsthaft zu überlegen, ob den künftigen Dienstleistern und „Verkäufern“ nicht mit der überwiegenden Vermittlung verwertbaren Wissens in der Schule letztlich besser gedient ist. Dies könnte Überforderung wie Desinteresse vermeiden und gerade die anwendungs- und zielorientierte qualifizierte Ausbildung sicherstellen, die von derartigen Pragmatikern nachgefragt wird.

Das Ergebnis einer bedarfsorientierten Umstrukturierung des höheren Schulwesens bestünde in einer substantiellen Zweiteilung in anwendungsorientierte Ausbildung und eher ergebnisoffene, abstrakte Bildung. Diese Zweiteilung existiert bereits heute institutionell ansatzweise in Form von Gymnasien und Fachoberschulen. Es gilt somit, das Gymnasium traditioneller Ausrichtung durch den Ausbau der Fachoberschulen zu entlasten.

Eine solche Zweiteilung wünschen unsere Bildungspolitiker aber überwiegend gerade nicht, da sie nach wie vor in nicht geringer Zahl der Illusion anhängen, die Begabungsprofile von bis zu fünfzig Prozent der Bevölkerung erlaubten die Ausstellung der allgemeinen Hochschulzugangsberechtigung in entsprechender Zahl als Krönung eines Schulwegs mit theoretisch-abstrakter Zielrichtung. Wenn dies nicht zu erreichen ist, wird dem Gymnasium eben seine theoretisch-abstrakte Zielrichtung ausgetrieben.

Schleichender Niveauverlust an unseren Gymnasien, lamentable Zustände an den Gesamtschulen sind der Preis, der für diese Illusion zu entrichten ist.

Eine solche Zweiteilung in einen Schultyp, der überwiegend anwendungsbezogenes Wissen vermittelt und einen zweiten, dem die anwendungsunspezifische Bildung im klassischen Sinne am Herzen liegt, ließe sich durch terminologische Gleichstellung dieser Ausbildungsrichtungen zur Vermeidung fruchtloser Elitismus-Diskussionen sicher ohne größere Probleme bewerkstelligen.

Elitäre Wertungen in ein „besser“ bzw. „schlechter“ mögen eine Versuchung sein. Sie sind aber angesichts der Art künftiger Anforderungen des Berufslebens in einer postindustriellen, hoch arbeitsteiligen und zur Wettbewerbsfähigkeit verdammten Gesellschaft, vor allem aber angesichts des schwindenden Bedarfs an Arbeitskräften nicht gerechtfertigt und letztlich verfehlt.

Ununterbrochene Vollzeitwerbstätigkeit über mehrere Jahrzehnte nämlich wird der Arbeitsmarkt der Zukunft immer weniger Menschen garantieren können, egal auf welche Weise sie ausgebildet sind.

Anmerkungen

- 1 Erich Hoppmann, Eine universelle Quelle von Ordnung, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 12.12.98, S. 15
- 2 Zitiert nach: Henning Ritter, Blind für die Schwächen und Stärken der Dinge, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 30.12.98, S. N 7